

Zeitschrift: Oberberger Blätter
Herausgeber: Genossenschaft Oberberg
Band: - (1966)

Artikel: Lebensweise und Bräuche unserer fürstenländischen Ahnen
Autor: Eigenmann, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-946565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebensweise und Bräuche unserer fürstenländischen Ahnen

Hermann Eigenmann

Im heutigen Zeitalter der Technik, der Maschine, der Atomkraft und der Raumforschung im fernen Weltall scheint es fast überflüssig zu sein, von der Lebensweise und den alten Bräuchen unserer Ahnen vor 200–300 Jahren noch reden zu wollen! Wir belächeln leider nur zu oft die sogenannte «gute alte Zeit», in der man noch so furchtbar primitiv lebte, kein Telephon, kein Radio, kein Fernsehen und fast keine Verkehrsmittel zu Land, zu Wasser und in der Luft kannte. Wenn wir uns aber richtig besinnen, so müssen wir diesen fernen Zeiten doch etwas sehr Positives zugestehen: Im Gegensatz zur gegenwärtigen Hetze hatten die Menschen noch Zeit füreinander. Seele und Gemüt, Tradition und gegenseitiges Verstehen standen sicher hoch im Kurs. Man lebte einfach, man arbeitete etwas gemächlicher und war dennoch viel glücklicher als wir modernen Robotermenschen des 20. Jahrhunderts! Wir drehen also im Geiste das Rad der Zeit um gut dreihundert Jahre zurück und werfen einen Blick in die Kultur, die Lebensweise und die alt-ehrwürdigen Bräuche unserer fürstenländischen Ahnen im 17., 18. und 19. Jahrhundert.

Die Bewohner des Fürstenlandes waren

Gotteshausleute, d. h. unfreie Untertanen oder Leibeigene des Fürstabtes von St.Gallen. Man muß sich aber hüten, das ominöse Wort «Leibeigene» allzu tragisch als eine Art Sklaverei aufzufassen! Die Unfreiheit unserer Stiftsbauern in der Alten Landschaft stand bloß noch auf dem Papier und äußerte sich lediglich in der jährlichen Pflicht einzelner Natural- und Geldabgaben an das Kloster des heiligen Gallus. Sonst aber galt im Fürstenlande das Wort: «Unter dem Krummstab ist gut wohnen!» Die alten Gossauer waren fast ausschließlich Bauern. Daneben gab es noch eine kleine Minderheit von Handwerkern, nämlich Schmiede, Bader, Bäcker, Schuhmacher und Metzger.

Von der Landwirtschaft geprägt

Hart und mühevoll war die tägliche Arbeit der Landwirte. Keinerlei Maschinen erleichterten ihnen das Werken. Die *Viehzucht* war in jener Zeit noch sehr primitiv und wurde bloß in kleinem Ausmaße betätigt. In den dumpfen, engen, niedern und schlecht gelüfteten Ställen lebten nur so viele Kühe, Ochsen und Pferde, als man zur Feldarbeit

und zum Fuhrwerken nötig hatte. Bei dem starken *Ueberwiegen des Ackerbaues* wurde der Mangel an gutem Heu oft drückend. Daher trieben die alten Gossauer Bauern ihr rötlich gefärbtes Vieh von gemeiner Rasse und mittlerem Wuchs in die brachliegenden Stoppelfelder ihrer Zelgen gegen Niederdorf, im Wilen und droben im Stadtbühl, in den Espel oder in die Weid, also in die allgemeine Viehweide zwischen Gossau und Geretschwil hinaus.

Groß war die Arbeit der Landwirte auf dem Acker. Bis vor gut anderthalb Jahrhunderten herrschte da immer noch die alt-alemannische Dreifelderwirtschaft. Man säte Weizen, Dinkel und Hafer und auch etwas Gerste und Roggen. Jedes dritte Jahr galt eine der drei Zelgen als Brachfeld, auf der man anstatt Getreide Erbsen, Bohnen, Kartoffeln und verschiedenerlei Gemüse anpflanzte. Sehr große Bedeutung besaß im Gebiet des heutigen Bezirkes Gossau der Anbau von *Hanf* und *Flachs*. Die Leinsaat erfolgte meist erst Mitte Mai, wenn man keinen Frost mehr befürchten mußte. Nach altem Brauch fand bei unsren Bauern immer eine sinnreiche Segnungszeremonie statt, bevor zum erstenmal gepflügt wurde. Während des Ein-

spannens der Zugtiere in der Scheune besprengte der Bauer den Pflug mit dem Palmsonntagszweig mit Weihwasser und betete dazu die Worte: «An Gottes Segen ist alles gelegen!» In der schwieligen Bauernhand hielt er eine brennende Weihkerze. Vor der Tenne knieten alle Familienangehörigen samt Gesinde und Nachbarn und beteten fünf Vaterunser. Nach dieser Segnungszeremonie erhielt jeder Anwesende ein Stück Brot, das so gleich an Ort und Stelle gegessen wurde. Dann erst begann das Pflügen. Mochte aber die Arbeit des Ackerns noch so fleißig betrieben werden, bei jedem Angelusläuten stand das Gefährt still, und es wurde der Englische Gruß gebetet. In der Regel reichte der jährliche Ertrag des Getreides nur knapp für den Eigenbedarf. Viele Bauern, die ihr Brot oft selber backten, mischten auch Bohnen-, Roggen- und Gerstenmehl in den Teig hinein.

Großen Wert legten unsere Landwirte auf den *Obstbau*. Sie waren allerdings noch keine tüchtigen Pomologen, und die Qualität der Obstsorten ließ viel zu wünschen übrig. Etwa die Hälfte des Kernobstertrages wanderte auf die Märkte nach St.Gallen. Die andere Hälfte aber kam zur Mostmühle im eigenen Bauerngute. Most war in der Tat der allgemeine Lieblingstrank unserer fürstländischen Bauernsäme und benötigte eine Unmenge Obstes. Ein Bürger der Stadt St.Gallen namens G. L. Hartmann schätzte vor gut 150 Jahren den täglichen Mostbedarf eines Landwirtes auf nicht weniger als drei Maß (4½ Liter)! Manchem Fürstenländer Bauer wurde dieses Getränk nach und nach zum Verhängnis. Es verursachte eine gewisse Schwerfälligkeit und Erschlaffung des Geistes. Einige Landwirte befiehl darob sogar ein Hang zur Trägheit. Hartmann schrieb darüber wörtlich: «Wenn sie freie Muße zu haben glaubten, setzten

sie sich lieber zum Mostkrug, und nach und nach ward dies auch ihr Sitz, bevor alle Geschäfte, die in der gewöhnlichen Tagesordnung lagen, abgetan wurden. Der Hof geriet in Verfall und die Haushaltung mit.» Selbstverständlich darf dieses Urteil ja nicht verallgemeinert werden!

Einfache Wohnkultur

Es wird Sie wohl auch interessieren, wie es in der Wohnung eines einfachen Fürstenländer Bauern ausgesehen hatte! Ob der Stubentüre des zweistöckigen Holzbaues prangten die Dreikönigsbuchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Baltasar), die der Hausvater jedes Jahr am Dreikönigefeste nach dem Hauptgottesdienste neu anschrieb, weil er von diesen Heiligen Schutz vor Unglück erwartete. Am Abend des gleichen Tages trat der Fürstenländer Bauer in seinen Stall und betete für jedes Stück Vieh drei Vaterunser. Wohl in keiner *Stube* fehlten ein zinnenes Weihwassergeschirr, ein Kupferstich eines Heiligen, einige aufgehängte «Nuster», d. h. Rosenkränze, ein holzgeschnitztes Kruzifix und ein kleines Muttergottes - Hausaltärchen. Zum gebräuchlichen Stubeninventar gehörten ferner ein Holz- oder Schieferstisch samt Stabellen, lange Trogbänke an den Seitenwänden und unter der langen, niedern Fensterreihe ein Spinnrad, eine Schwarzwälder Uhr und ein Bartbecken. Behaglich wärmte ein grün glasierter Kachelofen die Bauernstube. Im Winter gackerten unter der Ofenbank nicht selten die Hühner. An der Decke hing an einem beweglichen Stocke das Oel- oder Unschlittlicht. Ebenso einfach sah die *Kammer* aus. An den Bettladen der Eltern waren oft die Namenszüge des Ehepaars, nebst einigen geistlichen Sinnbildern von einem «Dorf-Raphael»

aufgemalt. Unterbetten waren eine Seltenheit. Man schlief auf Säcken, die mit Buchenlaub oder zerschnittenem Stroh gefüllt waren. Eng und finster war die Küche. Nur durch die Oeffnung der Haustüre und durch ein kleines Fenster von der Wohnstube her drang ein armeseliger Lichtschein herein. Vom Holzherde her rührten natürlich die rußigen Wände. Kupferne Hafen und Pfannen, einige Näpfe und Milchbecken und ein Waschzuber gehörten mit in den rauhig-düstern Raum der Bauernküche. Löffel, Gabeln und Messer hingegen steckten in ledernen Riemen an der Stubenwand. Fünfmal im Tage setzte sich die Familie an den *Tisch*: zum Frühstück, zum Vormahle, zum Mittagessen, zum Vesperbrot und zur Nachsuppe. Vormahl und Vesperbrot bestanden nur aus Most und Brot. Sonst aber kamen Kartoffeln, Hafergrütze, Milch, Mehklötze und allerlei Gemüse auf die Tafel. Also lauter Eigenprodukte und vor allem wirklich gesunde Nahrungsmittel. Fleisch gab's bloß an Sonn- und Feiertagen. Vor keinem Tischgenossen lag etwa ein Teller! Alle schöpften aus der gleichen Schüssel. Zum Zerschneiden des Fleisches erhielt jeder, oder jeder zweite, einen hölzernen Teller samt Messer. Käse wurde damals im Fürstenlande noch keiner hergestellt. Die erste Käserei in der Alten Landschaft wurde erst im Jahre 1845 in Winkel eingerrichtet. Ab und zu kaufte man den Käse von den Sennereien des Appenzellerlandes und bewirtete damit die Handwerker, die auf die Stör ins Haus kamen.

Kindlein nicht gefragt

Sehr einfach spielte sich auch die früheste Jugendzeit der Kinder ab. Man wickelte sie gleich ägyptischen Mumien straff in Windeln ein, so daß das arme



*Bauernfamilie beim Mittagsmahl.
Bleistiftzeichnung v. Ludwig Vogel in Zürich,
1788–1879, Schweizerisches Landesmuseum
in Zürich.*

Tröpflein sich kaum bewegen und strampeln konnte. Kindergeschrei war schon damals nicht populär! In solchen Fällen schaukelte man die Wiege so heftig, daß sie sich beinahe überwarf. Wenn die geplagten Eltern lange auf dem Felde arbeiten mußten, reichten viele derselben ihren Windelkindern Mohnsaft zur Betäubung dar, der sie dann wirklich in einen längern Schlummer versetzte, aber ebenso gewiß ihrer zarten Gesundheit schadete. Wenige Mütter stillten ihre Kinder selbst. Sie ernährten sie schon frühzeitig mit einem dicken Mehlabrei. Gerne steckte man ihnen auch einen selbstverfertigten Sauglumpen in den Mund. Es gab bisweilen auch Eltern, die schon dem Wigenkinde etwas Most zu trinken gaben, damit es sich ja schon beizeiten an diesen Trank gewöhnte. Kein Wunder, wenn bei diesen primitiven hygienischen Unzulänglichkeiten die Kindersterblichkeit außerordentlich groß war. Frühzeitig hielt man hierzulande die *Kinder zur Arbeit* und zum Verdienen an. Vom 4.–5. Lebensjahre an mußten Knaben und Mädchen Flachs spinnen. Erst wenn sie ihr gewisses Quantum Garn geliefert hatten, ließ man sie zu frohen Spielen und zum Herumschwärmen laufen. 10–12 Jahre alte Knaben wurden zur Feldarbeit herangezogen, gleichaltrige Mädchen zum Flachsspinnen. Aermere verdienten ihren kargen Lohn als Viehhüter oder Kinderwärterinnen bei fremden Leuten.

Schon mit 14 Jahren wurden im Fürstenland die jungen Burschen *stimmfähig*, soweit das Volk überhaupt zu wählen hatte. Aus einem Protokoll des Jahres 1745 können wir genau den Verlauf einer Jahrgerichtsversammlung kennenlernen. Zuerst wurde den 14 Jahre alt gewordenen Jünglingen der Eid der Gotteshausleute vorgelesen und abgenommen. Dann schlügen die 12 Richter dem

ebenfalls anwesenden Obervogt vom Schloß Oberberg drei Männer vor, aus denen derselbe im Namen des Fürstabtes von St.Gallen den Ammann und den Stabhalter wählte. Diese zwei frisch Erkorenen wählten nun einen dritten als Richter, und in der gleichen Weise ergänzte sich unsere Gemeindebehörde selbst, bis das zwölfköpfige Richterkollegium wieder voll besetzt war. Die Richter der Gemeinde wählten auch noch den Weibel. Dann wurden alle Behördemitglieder ebenfalls vereidigt. Im weiteren Verlaufe der Gerichtsversammlung wurde die alte Offnung, d. h. die Verfassung der Gemeinde als Vereinbarung zwischen Abt und Dorfbevölkerung, und etwa auch noch ein Mandat des äbtischen Oberhirten in St.Gallen verlesen.

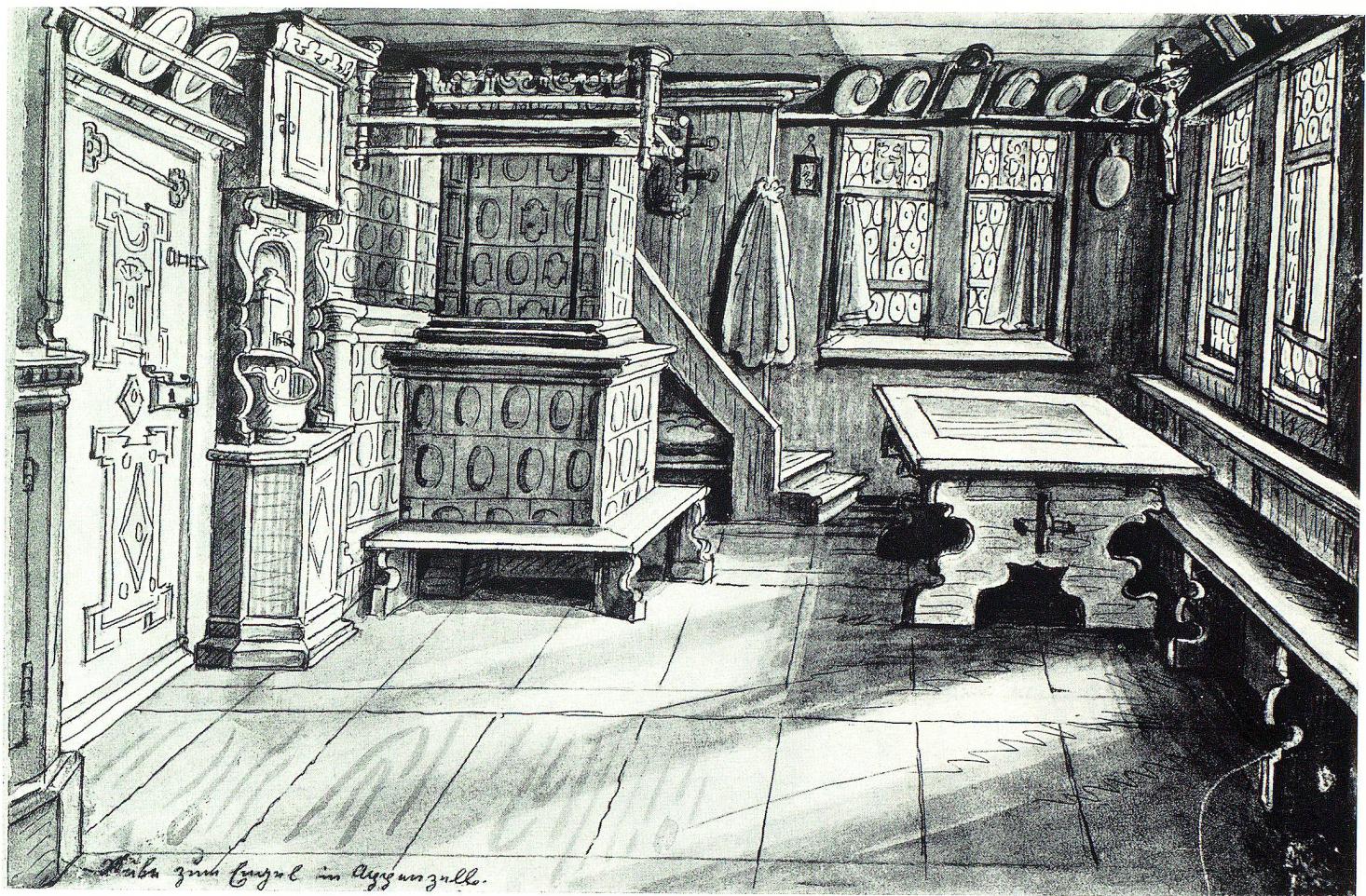
Die *Militärflicht* der männlichen Bevölkerung des Fürstenlandes begann schon mit 14 Jahren. Sammelplatz der Soldaten und Offiziere des Oberbergeramtes war der Pfarrkirchenplatz in Gossau. Alarm wurde mit den Gossauer und Waldkircher Kirchenglocken und mit drei Kanonenschüssen ab dem Schloß Oberberg gegeben, so meldet ein Band des Stiftsarchives St.Gallen aus dem Jahre 1620.

Im Spiegel der Mode

Unser fürstenländisches Kulturbild vor 200 Jahren wäre unvollständig, wenn wir nicht auch die Kleidungen unserer Vorfahren darstellten. Die *Frauen* legten ihren Stolz darein, recht schmuck und schön gekleidet zu sein. Wir dürfen ihnen das auch nicht gar zu sehr übelnehmen! Denn von vielen ihrer Kleidungsstücke durften sie mit berechtigter Genugtuung röhmen: Ich habe sie selbst gesponnen und gewoben! Ich habe schon bei der Leinsaat und der

Flachsernte tüchtig mitgeholfen! Die ganze Damenwelt trug eine etwa vier Finger breite Haube, auch Blätz genannt, auf dem Kopfe. Vorn war sie mit schwarzen Spitzen verziert. Der hintere Haarknopf war bei Feieranlässen wohl mit einer großen, silbernen Haarnadel durchstoßen. Das Mieder oder die Schnürbrust, ein unförmiger Panzer, wurde mit sog. Fischbeinen gesteifet. Es besaß auch einen hochroten oder violetten, wollenen Ueberzug. Bei den reichen Frauenspersonen war das Mieder von feinstem Scharlach und mit silbernen Spangen und Tressen verziert. Der Vorderteil desselben, das Brusttuch, reichte bis nahe unter das Kinn, und ein Gölkerkragen rings um den Hals wurde mittelst silberner Kettelchen am Mieder befestigt. Um ihren Reichtum möglichst sichtbar zu machen, gab es Frauen, welche zwei oder drei Röcke übereinander trugen, was ihnen aber nur ein komisch-plumpes Aussehen verlieh.

Eine reich umbänderte Schürze und scharlachrote Strümpfe gehörten ebenfalls zur weiblichen Garderobe. Je perfekter eine Frauensperson auf altgewohnten Kleiderstaat hielt, desto mehr Beifall fand sie beim Landvolk. Als höchstes Lob für eine Fürstenländerin galt es, wenn man von ihr und ihrer Fürstenländertracht sagte: «Sie bürelet!» Bei den *Männern* waren Kittel, Weste und Hosen weit und plump. Die braunen Kittel besaßen mehrere Dutzend Knöpfe aus Weißblech. Um den Hals prangte eine schwarze Halskrause. Stolz war jeder Fürstenländer auf sein rotes Gilet, damals Kamisol genannt. Es war bei wohlhabenden Männern sogar mit massiven, silbernen Knöpfen besetzt. Nach allgemeinem Brauche schloß man aber nur die untern Knöpfe, damit die Brust offen blieb. Die Hosen waren entweder aus schwarzem Leder oder aus blauem Tuch. Die weißen oder blauen



*Wirtsstube im Engel zu Appenzell.
Zeichnung von Ludwig Vogel in Zürich,
1788–1879.
Schweizerisches Landesmuseum in Zürich.*

Strümpfe wickelten die Fürstenländer unterhalb des Knies zu einem Wulst zusammen und befestigten sie mit einem Riemen oder Band. Der dreieckige Hut war vorn in eine scharfe Spitzte gerollt. An seiner linken, hintern Seite glänzte eine Silberschnalle. Während der Feldarbeit trugen unsere Landwirte eine schwarze, lederne Kappe, und zur Schonung der Hosen eine ringsum gehende Schürze. Den Kittel trugen die Fürstenländer immer offen. Nur wenn ein Verwandtes gestorben war, schlossen sie während der Trauerzeit den untersten Knopf. Darum wurde dieser in der Regel als sog. Leidknopf bezeichnet.

Es bleibt uns noch übrig, die alten Volksitten und Gebräuche unserer ehemaligen Fürstenländer Bevölkerung darzustellen. Auch wenn sie uns nüchternen Gegenwartsmenschen vielfach unverständlich vorkommen, spiegeln sie doch als ehrwürdige Zeugen uralter Vorzeiten die Volksseele und das Volksgemüt der Fürstenländer mit all seinen Licht- und Schattenseiten wider.

Reiches kirchliches Brauchtum

Ich beginne vorerst mit den kirchlichen Gebräuchen in der Alten Landschaft. Da möchte ich einmal eine *Fronleichnamsprozession*, wie sie uns aus dem Jahre 1739 überliefert wurde, einläßlich schildern. Wie alle übrigen Monatsprozessionen fand sie nicht am Vormittag, sondern am Nachmittag statt. Nach der Schuljugend schritten paarweise die Jungfrauen daher, alle im schönsten Staate gekleidet und ohne Ausnahme mit dem sogenannten Schäppeli auf dem Kopfe. Das war eine Art Kranz, der aus vier künstlichen Rosen aus Federn bestand. Wer das Schäppeli nicht trug — und das galt als öffentliche Schande! — wurde an den Schluß der Prozession



Prozession in einem Dorf, anfangs 16. Jahrhundert. Aus der Luzerner Bilderchronik des Diebold Schilling. Original in der Zentralbibliothek Luzern.

hinter die verheirateten Frauen verwiesen. Nicht fehlen durften die Vertreter der Rosenkranzbruderschaft, zu der damals fast die ganze Kirchgemeinde, vom reichen Ammann bis hinunter zum ärmsten Knechtlein, gehörte. Auch Männer und Jünglinge scheuteten sich nicht, die mannigfaltigen Zierden dieser Bruderschaft öffentlich zu tragen. Nach dem Kirchenchore schritten mit Würde die behablichen Amtleute der Gemeinde, alle in langen Mänteln, voraus der Ammann mit dem Gerichtsstab in der Hand. Dann folgten die übrigen Richter (d. h. Gemeinderäte) in Mänteln und mit gelber Kerze in der Hand, nachher die Offiziere. Hinter diesen Dorfkoryphäen folgten die Männer, dann in strenger Amtshierarchie die Frauen der Ammänner, Richter und Offiziere und nach ihnen die übrigen Ehefrauen und Witwen. Es fehlten auch nicht die Gewehrschützen und im 19. Jahrhundert auch die Blechmusikanten.

Kurz erwähnen möchte ich auch noch den alten, christlichen Brauch des *Leichenwachens*. Wo in einem Hause ein Toter lag, wurde bis zum Beerdigungstage Tag und Nacht in jenem Zimmer, in welchem die Leiche aufgebahrt war, von Verwandten, Nachbarn und Freunden für die Seelenruhe des Verblichenen ununterbrochen gebetet. Die nächtlichen Beter erhielten ab und zu etwas Kaffee oder Most und Brot als Erfischung.

Dörfliche Galanterie

Nun aber wieder zurück zu den Lebendigen! Liebe und Ehe spielten im Volksbrauch der Fürstenländer eine besonders hervorragende Rolle. Sobald zwei Personen einmal ernsteres Interesse aneinander gewonnen hatten, war es umstößliche Landessitte, daß der Jüng-

ling bei jedem Anlasse nur noch an der Seite des auserkorenen Mädchens erschien und einzig und allein nur mit ihr tanzte. Gemeinsam mit ihr besuchte er den Jahrmarkt in Gossau oder St. Gallen oder den Bischofszeller Maienmarkt. Er hielt sie bei den Kreuzzügen nach Oberglatt, St. Margrethen und ins Kloster St. Gallen gastfrei und machte ihr gerne ab und zu kleine Geschenke. Auch sonst zeigte er sich seiner Geliebten gegenüber durch allerlei Gefälligkeiten erkennbar. Der Schnitterin wetzte er fleißig die Sichel. Der Flachsschwingerin half er anfangs Herbst, mit der Schwinge bewaffnet, den Flachs in feinere oder gröbere Bestandteile auszuschneiden. Bei der Spinnstubeten las er galant die zu Boden gefallene Kunkel der Spinnerrin auf. Schließlich wagte der Jüngling den entscheidenden Schritt zu den Eltern der Geliebten, um die formelle Einwilligung zur Ehe zu erhalten. Im Volksmunde nannte man diesen Gang «die Sache hinübermachen». Kurz darauf kaufte der Bräutigam seiner Künftigen ein schwarzes Brautkleid und sie ihm das Hochzeitshemd. Mit besonderer Feierlichkeit rasselte das Brautfuder, dessen Pferdegespann mit Schellengeißel ausgestattet war, dem neuen Heime zu. Betten, Kästen und Gerätschaften waren offen auf dem Fuhrwerk aufgeladen. Nicht nur der glücklich schmuzelnde Bräutigam, sondern auch die Fuhrleute hatten sich ein Sträußlein auf den Dreispitzhut gesteckt. Da und dort wurde das Gefährt mit Stricken und Bändern aufgehalten, und nur nach Errichtung eines kleinen Geschenkes ließ man sie weiterziehen. Nach der zweiten Eheverkündigung hielt man im Hause der Braut die sog. Brautstubeten ab. Die Braut bewirtete dann ihren künftigen Gemahl und alle männlichen Begleiter. Mit Tanzen, Schießen und Jauchzen endigte das fröhliche Fest.

Ausgedehnte Hochzeitsfeiern

Besonders groß waren die Feierlichkeiten der Hochzeit selbst. Wer es sich irgendwie leisten konnte, feierte eine sog. «geladene Hochzeit», im Gegensatz zur «ungeladenen», bei der nur ganz wenige Personen am Mahle im eigenen Hause teilnahmen. Bei den «geladenen Hochzeiten» aber zog in der letzten Woche vor der Eheschließung der Schulmeister oder sonst ein Mann mit Stock und Säbel und mit einem bunten Blumenstrauß in der Hand zu allen Verwandten und Freunden des zukünftigen Ehepaars, um sie offiziell zur Teilnahme am Hochzeitsfeste einzuladen. Jeder Eingeladene setzte sich natürlich eine Ehre darein, diesen Festboten mit einem ordentlichen Trunke zu bewirten. Daher soll es öfters vorgekommen sein, daß er abends nicht mehr fest auf den Füßen stand! Am Hochzeitsmorgen kleidete sich die glückliche Braut in ihren schönsten Staat. Um ihr schwarzes Brautkleid herum war bisweilen ein silbernfärbiger Gürtel, der auf einer Seite bis unter das Knie herabging. An demselben hingen ein Tischmesser und eine Gabel. Ihr Haupt zierete ein schmuckes Kränzlein. In der rechten Hand hielt sie das «silberdrähnte» Rosenkränzchen. In Begleitung einiger Burschen erschien bald darauf der Ehrengeselle am Wohnorte der Braut und forderte diese in einer förmlichen Anrede von ihren Eltern ab. Nach Einwilligung derselben suchten die Burschen die sich im Hause versteckt gehaltene Braut und führten sie zum Wirtshaus, wo später das Hochzeitsmahl stattfinden sollte. Von hier aus zogen nun Braut und Bräutigam in Begleitung des Ehrengesellen und der Ehrbarfrau, des Vaters und der übrigen Hochzeitsgesellschaft zu Fuß und oft unter Musik in die Pfarrkirche. Kutschfahrten am Vermählungstage war

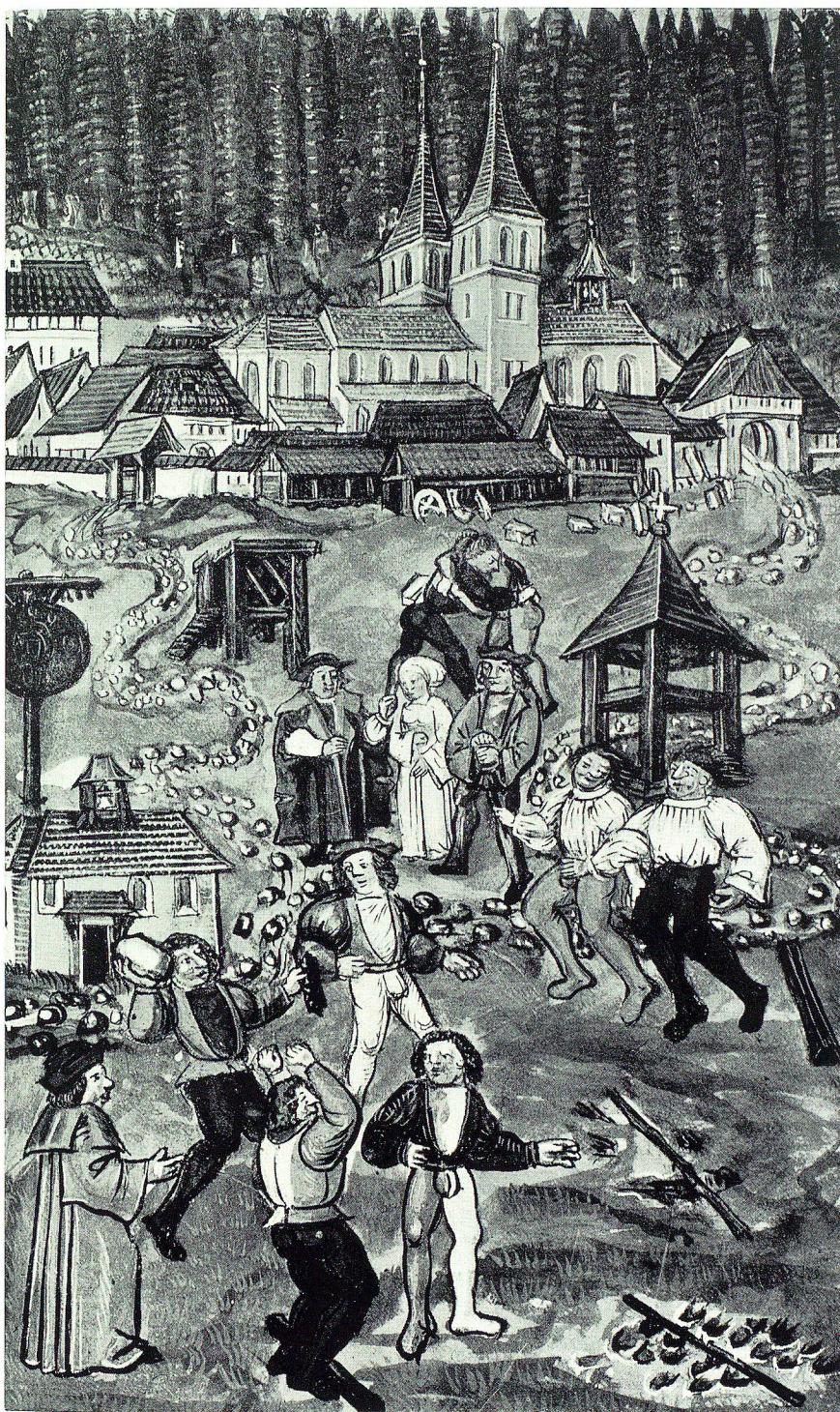
damals noch völlig unbekannt. Nach dem Eintritt ins Gotteshaus schritt das Brautpaar nach altem Brauche zuerst dreimal um den Altar herum. Nach dem kirchlichen Eheschluß führte der Ehrengesell die Braut ins Gasthaus zurück und übergab sie dem Bräutigam. Dabei hielt er dem neugebackenen Ehemann noch eine kleine Standespredigt. Dann folgte das üppige Hochzeitsessen, gewürzt mit allerlei ulkigen Toasten und Sprüchen. Es wurde das Tanzbein geschwungen, und trotz behördlichem Verbot wagten manche sogar ein kleines Schützenfest aus alten Puffeten. Nach dieser weltlichen Feier kam aber doch noch einmal der Ernst des Tages zur Geltung. Ehrengesell und Ehrbarfrau begleiteten das Brautpaar nach Hause. Vor demselben kniete alles nieder und betete fünf Vaterunser für das künftige Eheglück. Dann nahm der Ehrengesell der Braut das Kränzchen vom Haupte ab, und alles verabschiedete sich. Dabei überreichten die Gäste der Braut noch ihre Gaben in Form klingernder Münzen. Eigenartig war die Tradition, daß die Mutter bei der Trauung und beim Hochzeitsmahl ihres Kindes nicht zugegen sein durfte. Erst am Tage nach der Hochzeit fand die sog. Schenke statt, bei der nun endlich auch die Mutter der Braut zu Ehren gezogen wurde. Jetzt waren einmal ausschließlich Damen zugegen, und die Männer konnten Geschirr abwaschen. Den Gästen bei der Schenke wurden allerlei Siebensachen von ihren Freundinnen geschenkt. Ein paar Tage nach der Vermählung erhielt die junge Hausfrau eine rundum mit Flachs umwickelte Kunkel, worin allerlei kleines Hausgerät und auch ein paar Gulden oder Kreuzer versteckt waren. Die Neuvermählte kleidete sich noch bis zum nächsten Sonntag als Jungfrau. Dann aber setzte sie sich erstmals die weiße Haube als Zeichen der verheira-

teten Frau aufs Haupt und lief so zur Kirche. Das «gwundrige» Volk aber beguckte sie mit besonders zarter Aufmerksamkeit, ob ihr der frauliche Schmuck anstehe oder nicht.

Frohe Feste des Jahres

Unsere übrigen weltlichen Fürstenländer Bräuche schlossen sich eng an das Kirchenjahr und an die Jahresarbeit der Bauernsama. Uralt war die Sitte des «Neujöhrlens». Am ersten Tage des Jahres eilten die Kinder zu «Götti» und «Gotte», um nach Anwunschung eines glücklichen neuen Jahres das übliche Neujahrsgeschenk zu erhalten. Da gab's dann entweder einen Laib Brot oder, wenn's hoch kam, einen Lebkuchen. An vielen Orten des Fürstenlandes war es Brauch, daß der Schulmeister das sog. «gute Jahr» einziehen durfte. Gleich andern Bettlern zog er allein oder in Begleitung seiner Frau oder Tochter von Haus zu Haus und sang Lieder, wofür man ihm gnädig ein paar Kreuzer zuwarf. Von den *Dreikönigskuchen* haben wir schon bei der Besprechung unserer alten Bauernhäuser gehört. Am Abend von *Maria Lichtmeß* zerschnitt der Fürstenländer Bauer in seiner Stube eine am Morgen in der Kirche geweihte Wachskerzenrolle in soviele gleich große Stücke, als seine Familie samt Gesinde Köpfe zählte. Bedächtig klebte er jedem sein Stück ans Fenstergesims und zündete es an. Hierauf wurde gemeinsam der Rosenkranz gebetet, und zwar so lange, bis das letzte Licht abgebrannt war. Dabei achteten alle gespannt auf ihr Kerzenflämmlein. Wenn eines besonders unruhig flackerte, bedeutete dies Unglück im kommenden Jahre. Wem aber die Kerze zuerst löschte, bei dem glaubte man, er müsse unter allen Anwesenden zuerst sterben. Um diesem

trüben Schicksalssprüche zu entgehen, suchte jedes die Brenndauer dadurch zu verlängern, daß es die herabfallenden Wachstropfen fortzu wieder an die Kerze strich. Nach diesem teils christlichen, teils aber auch abergläubischen Brauche kreiste bei gemütlichem Geplauder und frohem Liedersang der Mostkrug in der Familienrunde. Zum Brauchtum unserer Fürstenländer gehörte natürlich auch der *Funken- und Kuechlionntag*, der erste in der Fastenzeit. Kaum dämmerte der Abend, so brannten auf allen anliegenden Anhöhen lichterloh die Funken. Unter das Knistern des Feuers mischte sich auch das frohe Jauchzen und Freudengeschrei der Jugend. Es gab aber auch Orte, wo man währenddessen den Rosenkranz oder fünf Vaterunser betete oder geistliche Kirchenlieder sang. Nach dem letzten Verglimmen des Feuers zog alles befriedigt nach Hause, wo der Familie noch der freudige Genuß eines Butterkuchens, von Kuechli oder Eieröhrli wartete. Der Funken war vor mehr als einem Jahrtausend das alemannische Frühlingsfeuer. Im Monat März fanden dazumal die großen alemannischen Volksversammlungen statt, an denen das Volk seine Gaugrafen wählte. Bei diesem Wahltagen wurden dann eben auf allen Höhen des Gauens Freudenfeuer abgebrannt. Auch *Osterhase* und *Ostereier* haben ihren Ursprung bei den heidnischen Alemannen. In heiligen Hainen opferte man der Göttin des Frühlings, Ostara genannt, richtige Hasen und Hühnereier auf dem Brandopferaltare. Ein ganz eigenartiger Brauch in der Alten Landschaft war die sog. *Eierlese*. Am 17. April 1797 veranstaltete z. B. der Wirt in der Mult ob Gossau eine solche. (Sie artete aber in eine Schlägerei aus!) An einem Sonn- oder Feiertage nach Ostern zogen zwei Burschen ein schneeweißes Hemd über ihre Oberklei-



Volksfest anfangs 16. Jahrhundert.
Aus der Luzerner Bilderchronik
des Diebold Schilling.
Original in der Zentralbibliothek Luzern.

der und eine weiße Schürze über ihre Hosen. Von der weißen Mütze bis hinunter zur reich befransten Schürze befestigten ihnen Mädchen eine stattliche Zahl bunter Seidenbänder. So verkleidet traten hierauf die zwei Jünglinge unter Trommel- und Pfeifenklang vor das zahlreiche Publikum. Das frohe Wettspiel nahm seinen Anfang. Der eine Bursche hatte die Aufgabe, nach einem bestimmten Ziele zu rennen, dort etwas abzugeben oder abzuholen und wie der Wind wieder zurückzusausen. Für den andern aber lagen Schritt für Schritt 100–150 Eier auf dem Wiesboden. Diese hatte er im Laufe aufzulesen — daher der Name Eierlese! — und sie sofort in eine nahe Wanne voll Kleie zu werfen, die ein dritter Bursche in gewisser Entfernung emporhielt. Natürlich erforderte sowohl das Werfen, wie auch das Auffangen der Eier große Geschicklichkeit. Wenn ein Ei nebenaus fiel oder gar dem verdutzten Auffänger ins Gesicht platzte, daß ihm der gelbe Eidotter über Stirn und Nase niederrann, gab es natürlich ein mächtiges Halloh! Die Wette bestand nun darin, ob zuerst der Eierwerfer oder der flinke Zielläufer seine Aufgabe erfüllt habe. Wer zuerst war, galt als ehrenvoller Sieger des Tages und wurde mit lautem Jubel begrüßt. Arm in Arm kehrten nun die zwei verummumten Jünglinge im Gewühle des freudig erregten Publikums zum Wirtshausplatz zurück. Dort tauchten dann die Geliebten der beiden Eierleser auf. Auf offenem Platze führten die vier drei Tänze vor. Dann aber trat der behäbige Wirt zur Schenke heraus und kredenzte jedem aus einer Kanne ein Glas Wein. Unter Trommelwirbel aber hob der Sieger sein Glas empor und rief laut: «Vivat, es lebe der Herr Pfarrer! Vivat, es leben die Herren Gemeindevorsteher! Endlich vivat, es lebe die ganze Ehrenkompagnie!» Damit war

die Feier im Freien beendigt, und alles eilte ins Wirtshaus hinein. Aus den unversehrt gebliebenen Eiern waren inzwischen Kuchen gebacken worden, die nun fröhlich geschmaust wurden. Und wieder kam das obligatorische Finale: der Tanz.

Nach Schluß der Getreideernte feierte die fürstenländische Bauernsame das frohe Fest der *Sichelredi* (oder *Sichelletzi*). Alles, was bei der Ernte mitgeholfen hatte, versammelte sich abends in der Bauernstube zu frohem Schmause. Zuerst gab's Habermus und Most, und wenn's mit dem wackeren Drescherappetit nicht mehr allzu gefährlich war, tischte die freundliche Bäuerin die so beliebten Oehrli und Chüechli auf. Für die Männerwelt brachte der Herbst das *Gesellenschießen*. Nach diesem ländlichen Schützenfest, bei dem dem Sieger natürlich eine Schützengabe überreicht wurde, fand in der Regel auch noch die *Schafkegeln* statt, d. h. hier wurde ein lebendiges Schaf ausgekegelt. Bekanntlich sollen schon die alten Fürstenländer leidenschaftliche Kegelspieler gewesen sein. An dem Feste der *Kirchweih* im Herbste fand ehemals an manchen Orten der Alten Landschaft ein Aufmarsch der gewehrtragenden Jungmännerwelt statt. Voraus marschierte ein Bursche mit einem Federhute und hinter ihm die Trommler. Darum nannte man dieses Fest die *Federnkilbi*. Dabei soll es ab und zu vorgekommen sein, daß ihm die Burschen aus andern Gemeinden den Federnhut wegreißen wollten. Daraus erblühte nicht selten eine arge Rauferei.

Der historische Rückblick auf das kulturelle Leben der alten Fürstenländer vor 200–300 Jahren soll mit einer kurzen Charakteristik unserer Ahnen in der Alten Landschaft schließen: Waren es nicht zur Hauptsache schlichte Bauern, die ihr ruchenes und mit der Scholle

eng verbundenes Tagewerk mit zähem Fleiße vollbrachten, und denen wackere, nie rastende Bäuerinnen im Feld und in der Stube am Spinnrade treu zur Seite standen? Sicher steckte in den reichen Ammännern und Richtern oft ein Schuß Aristokratenblutes, und bei reich und arm, wenn man an die sehr frühzeitige Heranziehung der Jugend zum Verdiensten denkt, auch eine Dosis allzu großer Sucht nach Geld. Im tiefsten Grunde aber waren die alten Fürstenländer tief-fromme Christen. Ihre religiöse Aktivität leuchtete wie ein warmer Sonnenstrahl in ihren harten Werktag hinein. Mag da und dort die Lust am Mostgetränk einem arbeitsamen Bäuerlein ein Schnippchen geschlagen haben, mögen Kleiderputz und Freude an Spiel und Tanz eine gewisse Rolle gespielt haben, ja mag sogar in mancher Männerbrust ein eigenwilliger Unabhängigkeits- und Verneinungsgeist gewaltet haben: Im Grunde genommen waren die Fürstenländer doch immer ein bodenständiges, grundsatztreues und christliches Volk. Und dieses heilige Erbe unserer Ahnen wollen wir auch heute getreu in die ungewisse Zukunft tragen!



Elektrizitätswerk
Gasversorgung
Wasserwerk
Kanalisation
Sportanlagen

Technische Betriebe
Gossau
Telefon 85 36 33